

Philipp Albert Stapfer : 1766-1840

Autor(en): **Haller, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **20 (1909)**

PDF erstellt am: **22.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901584>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Philipp Albert Stapfer.

1766—1840.

Vor mir liegt in zweiter Auflage das schöne Buch:
Phil. Albert Stapfer, Lebens- und Kulturbild, gezeichnet
von Rudolf Luginbühl.

Ich habe mir erlaubt, daraus den Stoff zu entnehmen zum kürzern Lebensabriß eines Mannes, den wir unter die hervorragendsten Staatsmänner unseres Vaterlandes aus der Zeit seiner Wiedergeburt zu rechnen haben. So einsichtig, so selbstlos und furchtlos hat wohl keiner für seine Rettung, für seine Wohlfahrt sich eingesetzt, wie Stapfer und Kengger es getan haben. Von Kengger ist in den Neujahrs-Blättern von 1903 erzählt worden von seinem Biographen selber. Nun soll auch Stapfer sein bescheidenes Ehrendenkmal erhalten.

Wie die Kengger, waren die Stapfer eine Brugger Familie. Der Name wird schon 1444 bei Anlaß der „Mordnacht“ genannt. Im 18. Jahrhundert zeichneten sich die Stapfer als gelehrte Theologen und hervorragende Prediger aus. Als solcher wirkte unseres Stapfers Vater, Daniel, in Bern, wo am 23. September 1766 Philipp Albert geboren wurde. Aus Moudon im Waadtland stammte seine Mutter. Es waren treffliche Eltern, von denen der Knabe eine sorgfältige Erziehung erhielt. Ausgezeichnete Begabung, namentlich für Sprachwissenschaft und philosophisches Denken, kündigten sich früh bei ihm an. Mit 16 Jahren schon bezog er als Studierender Berns damalige Akademie und begann das Studium der Theologie und Philosophie. Mit 20 Jahren veröffentlichte er seine Erstlingschrift. Sie hatte zum Gegenstand: Die Philosophie des Sokrates.

Im Oktober 1789 reiste er nach Göttingen, dessen Hochschule damals als die erste Norddeutschlands galt und auf die jungen Schweizer eine besondere Anziehungskraft ausübte durch das Andenken an Albrecht von Haller, der dort zu seinem und der Universität Ruhm den Grund gelegt hatte. Wie früher Kengger, der bereits sich in Göttingen zum tüchtigen Arzt ausgebildet hatte, trat nun auch Stapfer in ein Freundschaftsverhältnis zum berühmten hannoverschen Hofarzt Zimmermann, auch einem Brugger Kind, von dem die Neujahrs-Blätter von 1895 berichtet haben. Stapfers Wißbegierde und Studienlust waren unbegrenzt, und für die spätere schriftstellerische Tätigkeit hat er von dorthier bleibende Eindrücke und Anleitung bezogen.

1791 begab sich Stapfer von Göttingen aus nach London. Die Eindrücke, die er dort empfing, befestigten seine freieren politischen Anschauungen, die er schon in der Heimat gewonnen hatte, und schmerzliches Bedauern kam ihn darüber an, in England mehr Freiheit zu finden, als in der „freien“ Schweiz. Die Heimreise führte ihn durch Paris. Hier hatte die Revolution gesiegt, und Stapfer traf gerade im Augenblick ein, da der König von seinem mißlungenen Fluchtversuch zurückgebracht wurde.

Was er daselbst kennen lernte, stimmte ihn günstiger für die Revolution. Er hielt mit seinen Eindrücken keineswegs hinter dem Berge. Darum wurde er auch nach der im September erfolgten Heimkehr als „Jakobiner“ vielfach scheel angesehen.

Im Oktober wurde er fürs Pfarramt ordiniert und trat in den bernischen Kirchendienst ein.

Trotz seiner politischen Unrühigkeit wurde ihm doch eine theologische Lehrstelle an der Akademie provisorisch übertragen. 1792 wurde er außerdem zum Lehrer des Deutschen und Lateinischen, später auch der Philosophie am sogenannten politischen Institut berufen. Daraus ist zu ersehen, daß selbst in Bern ein freierer Luftzug sich spürbar und wirksam gemacht hatte, obgleich Pfarrer, die als „Patrioten“ verschrien waren, mit Vorliebe in die damals noch wenig wegsamen Gebirgspfarreien versetzt wurden, wie ein Vorfahre des Erzählers es erlebte.

Stapfers Persönlichkeit aber, seine wissenschaftliche Begabung, sein freier Blick, verbunden mit verständigem Urteil, gewannen immer mehr Boden, übten eine fast zauberhafte Wirkung aus und

machten ihn in den letzten Jahren vor 1798 recht eigentlich „zum geistigen Mittelpunkt, zur Seele“ des damaligen Berns, wie sein Biograph trefflich sich ausdrückt.

Als Mitglied der obersten Schulbehörde verschaffte er sich genaue Kenntnis des bernischen Volksschulwesens und konnte bestimmend auf die erzieherischen Angelegenheiten der Republik einwirken. Auch die Leitung des Kirchenwesens fiel ihm zu.

„Unstreitig,“ sagt Luginbühl, „wäre ohne die Ereignisse von 1798 Stapfer der Schöpfer eines neuen Berns geworden. Außer allem Zweifel liegt, daß er mit der Zeit einen alle Gebiete des öffentlichen Lebens beherrschenden Einfluß erlangt haben würde.“

Der Einbruch der Franzosen, die Niederlage Berns und der alten Eidgenossenschaft, die Einführung der politischen Grundlehren der französischen Revolution, die Ausgestaltung derselben in der Einheitsverfassung, die aus der alten Eidgenossenschaft die eine unteilbare helvetische Republik schuf, diese Ereignisse alle trafen Stapfer vertieft in Fragen der Philosophie und Theologie, in seine umfassende Lehrtätigkeit. Ueberraschend zwar und ungeahnt kamen sie ihm nicht; auch erschreckten sie ihn nicht, der ja den Grundsätzen der Revolution schon länger von Herzen zugetan gewesen, der von ihrer Uebernahme durchs Schweizervolk segensreiche Wirkungen für alle Gebiete des öffentlichen Lebens erwartete. Aber von den Mitteln, die von den Franzosen in Anwendung kamen, fühlte er sich abgestoßen. Die Ausraubung des bernischen Staatschatzes, die Kontributionen und Expressionen, die von den Generälen vollzogen wurden, kurz das ganze Kriegselend, wie es über die Besiegten hereingebrochen war — trotz aller „Freiheit und Brüderlichkeit“ verheißenden Proklamationen — mußte auch in den Freunden der revolutionären Ideen tiefe Mißbilligung und Enttäuschung zeitigen.

Der Augenblick aber war da, in dem Stapfers Laufbahn eine gänzliche Umgestaltung erfahren sollte. Die provisorische Regierung Bern sandte im April 1798 eine Gesandtschaft ans Direktorium in Paris. Unter den Abgesandten war Stapfer, der, obschon ein Neuling auf diplomatischem Boden, sich gleich zurecht fand und die geistige Kraft der Abordnung darstellte. Viel war es indessen nicht, was erlangt wurde, und auch das Wenige kam nicht zur Geltung, da es der selbstherrliche und gewinn-

süchtige französische Generalkommissär anders beschloffen hatte. Immerhin fand Stapfer für den geringen Erfolg seiner Sendung eine eigenartige Entschädigung. Eine feine, geist- und herzreiche junge Dame, der reformierten Familie Vincent angehörend, wurde seine Lebensgefährtin. Die Vermählung fand am 1. August 1798 bei Murten statt.

Es war eine Verbindung, darin beide ihr Lebensglück finden sollten. Freilich hatte sie zur Folge, daß Stapfer, dessen Mutter schon welschen Blutes gewesen, durch seine Gattin dem deutschen Wesen noch mehr entzogen wurde zum großen Nachteil für unser Vaterland. In Frankreich, wohin er sich nach seinem kurz bemessenen öffentlichen Wirken zunächst zurückzog, hielt sie ihn fest. Dazu trug freilich auch die Wendung wesentlich bei, die die schweizerischen Angelegenheiten nach so kurzer Frist nahmen.

Noch wirkte Stapfer als bernischer Gesandter in Paris, als ihn das helvetische Direktorium, das indessen in Marou in Tätigkeit getreten war, zum Minister der Wissenschaften und Künste, d. h. nach unserer Sprachweise zum Minister oder Vorsteher des Schul- und Kirchen- und Bauwesens, ernannte.

Das Vertrauen, das in dieser Ernennung lag, mußte ihn zwar erfreuen; aber schwer fiel ihm doch, auf die Stellung, die er bisher inne gehabt, zu verzichten, die so ganz und gar seiner Geistesrichtung und Begabung entsprochen hatte und ihm große Erfolge wissenschaftlicher Natur zu verheißen schien.

Die praktische Politik zog ihn weit weniger an. Allein er gewann die Ueberzeugung, daß er auf dem ihm unversehens eröffneten Wirkungsfelde dem Vaterland die besten Dienste leisten könne. So erklärte er denn von Paris aus seine Bereitwilligkeit, dem Ruf zu folgen und die ihm zugemessene Arbeitslast zu übernehmen, wenn er sich auch sagen mußte, daß ihm für das dritte Gebiet, das helvetische Bauwesen, Kenntnisse und Erfahrung abgingen. So kurz bemessen nun auch die Zeit war, die er den Aufgaben seines Ministeriums widmen konnte, so fruchtbar ist sie geworden, weniger zwar durch die durchschlagenden Erfolge, als durch die Saat, die er meisterhaft für künftige Ernten bestellte.

Stapfer war mit sich völlig im Klaren, daß an die Stelle des alten, den Stempel ungenügender, überlebter Verhältnisse

tragenden Schulwesens ein neues treten müsse. Dieser Aufgabe, für die ihm bereits reichliche Erfahrung zu Gebot stand, wandte er einen Großteil seiner Geisteskraft zu. Schon im Juli unterbreitete er dem Direktorium ein Schulgesetz, das von seinem tiefreichenden Verständnis, seinem weiten Blick und seiner Schulfreundlichkeit ein herrliches Zeugnis ablegte.

Vor allem war sein Augenmerk auf die Errichtung einer schweizerischen Volksschule gerichtet. Er wollte dem geeinigten Vaterlande die Jugend gewinnen und erziehen. Dafür aber bedurfte es einer Schule, die den dringendsten Bedürfnissen entsprechen lernte, sowohl hinsichtlich des Lehrerstandes als der Unterrichtsweise. Über den trostlosen Zustand des Primarschulwesens war er schon vor 1798 im Klaren gewesen. Den Erziehungsgedanken Heinrich Pestalozzis stand er sehr nahe, wie er denn auch diesen Mann aufs Höchste schätzte, ihn gegen Mißverständnis und Unbilligkeit auch von befreundeter Seite her in Schutz genommen und ihm die Ausführung seiner Ideen in Burgdorf ermöglicht hat. Pestalozzi hinwieder brachte keinem Zeitgenossen ein solches Vertrauen entgegen wie seinem Stapfer.

Für den Auf- und Ausbau des schweizerischen Schulwesens bildete im Plan des Ministers die Volksschule das Fundament. Seine Krone sollte eine schweizerische Hochschule sein. Dieser Gedanke hielt bekanntlich seinen Einzug in die Bundesverfassung von 1848 und ist ein toter Buchstabe geblieben bis zur Stunde. Heute blüht ein kantonales Hochschulwesen in üppiger Fülle, das aber teilweise mit der modernen „Fremdenindustrie“ Hand in Hand geht. Seine Kantonschule aber verdankt der Aargau hauptsächlich Stapfers Anregung.

Für die Hebung des Lehrerstandes in wissenschaftlicher wie in ökonomischer Hinsicht war er von den besten Absichten erfüllt. Er sah eine Ausbildung voraus, wie sie nach einem vollen Jahrhundert kaum erzielt worden ist. Er legte in seinem ersten Schulgesetzentwurfe Besoldungs- und Pensionsansätze nieder, denen die von heutzutage noch weithin nicht entsprechen.

Stapfer ist der Vater des schweizerischen Schulgedankens, obwohl ein solcher damals in vielen aufgeklärten Männern jeden Standes sich geregt hatte. Durch seine Geistesarbeit gewann

er die Gestalt, die schließlich, unter andern Verhältnissen freilich, als sie in seinem Sinne lagen, durchschlagend wurde.

An Stappers Andenken würde somit eine Ungerechtigkeit begangen, wollte man sagen, was auch schon geschehen, das schweizerische Volksschulwesen unserer Tage sei wesentlich die Frucht der freiheitlichen und fortschrittlichen Bewegung der 30er Jahre. Was damals aufgegriffen und ins Volksleben eingeführt werden konnte, das hatte bereits umfassender und vollkommener vor

Stappers weitblickendem Geistesauge gestanden.



Albrecht Rengger von Brugg 1764—1835*
helvetischer Minister des Innern.

Bei dem helvetischen Direktorium, seiner Oberbehörde, fand sein unermüdliches Andringen durchaus nicht das ihm gebührende Entgegenkommen. Die Partekämpfe innerhalb und außerhalb der Behörde nahmen das Interesse vor allem gefangen und die Finanzschwäche, eine Folge des gewaltsamen Umsturzes der bestehenden Rechtsverhältnisse, das unüberlegte Preisgeben der bisherigen Hauptfinanzquellen, die Ausfaugung des Landes durch die

fränkischen Freunde, verunmöglichten die Einbringung der notwendigen Mittel.

Stapper trug aber nicht bloß das Ideal einer vollkommenen Volksbildung in der Seele; er hatte auch im religiösen Leben des Volkes die wesentliche Bedingung seiner Hebung, seiner geistigen und sittlichen Wohlfahrt erkannt. Gesunde religiöse Entwicklung hielt er allein für möglich auf dem Boden einer Volkskirche. Während manche Vorkämpfer für die Grundsätze der Revolution ihre Verwirklichung nur in der Unterdrückung der protestantischen wie der katholischen Kirche sahen, gebührte in seinen Augen der Kirche eine wesentliche Stellung in der Volks-

erziehung. Schule und Kirche, das war das Losungswort des Idealisten, der zugleich ein praktisch denkender Staatsmann war, aber auch in einer durch die Kirche richtig gepflegten Herzensfrömmigkeit, die ihm selber Zeit seines Lebens eigen gewesen, die beste Garantie für die Volkswohlfahrt im höhern Sinne sah. Unverstanden hat damals Stapfer vielfach Feindschaft gegen die Kirche vorgeworfen. Unbegreiflich war das nicht. Die Revolution mit ihren Folgen hatte die ökonomische Lage der Pfarrer trostlos gestaltet. Dafür wurde der Unitarier Stapfer verantwortlich gemacht, aber ungerechterweise. Das ganze Schul- und Kirchenelend war sein eigenes.

So bleibt auch sein unerschrockenes und unermüdeliches Eintreten für eine rechtmäßige Ordnung der kirchlichen Verhältnisse ein Blatt im Ehrenkranz, der seinem sämtlichen öffentlichen Wirken gebührt. Ebenso eifrig bemühte er sich, die Pfarrer für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen und suchte unter den dazu Befähigten seine Gehilfen für eine zweckmäßigere Lehrerausbildung, da vom Staate für Errichtung von öffentlichen Lehrerbildungsanstalten vorläufig nichts zu erlangen war.

Im Juli 1800 hatte sich Stapfer nach Paris begeben, um dort in einem vierwöchentlichen Urlaub wieder einmal zu Atem zu kommen. Dazu erhielt er von der helvetischen Regierung, die bereits einigen Personenwechsel durchgemacht hatte, einen Auftrag politischen Inhaltes. Zu einer Rückkehr in die bisherige Tätigkeit sollte er aber nicht mehr kommen. Seine umfassende Bildung, seine unermüdeliche Tatkraft, die allerdings dem Direktorium öfter ungelegen gekommen war, seine Gewandtheit im Verkehr mit hochgestellten Persönlichkeiten, seine gründliche Beherrschung der französischen Sprache, alle diese Eigenschaften, verbunden mit der ihm eigentümlichen Zähigkeit und Unererschrockenheit, ließen in ihm den Mann erkennen, der als ständiger Gesandter die helvetische Republik am besten bei Napoleon, dem ersten Konsul, vertreten konnte. Als solcher wurde er darum von seiner Regierung präsentiert, und er ließ sich bestimmen, den verantwortungsvollen Posten zu übernehmen. Unter den einsichtigen, redlichen schweizerischen Patrioten war nur eine Stimme über die Trefflichkeit dieser Besetzung der Gesandtschaft.

Es war aber eine schwierige Sache, bei einem Napoleon, dessen Rücksichtslosigkeit seiner Genialität gleichkam, Vertreter eines kleinen Staates zu sein, gegen den das zur Schau getragene Wohlwollen erheuchelt war, dessen Aufteilung unter beutehungrige Mächte bloß als eine Frage der Zeit galt.

Gewann nun Stapfer dennoch auf Napoleon nach und nach nicht geringen Einfluß, so verdankte er ihn vor allem seiner Festigkeit und seinem unbeugsamen Eintreten für die Rechte und die Sache seiner Heimat. Die offene Anerkennung der Geistesgröße des ersten Konsuls und die geschickte Benutzung seiner Schwächen unterstützten seine Bemühungen. Über den Charakter des Gewaltigen war er so wenig im Unklaren wie über seine Absichten. „Mein Blut kocht in den Adern,“ so schreibt er an einen Freund, „wenn ich von der provisorischen schweizerischen Republik hören muß.“

Stapfer setzte es doch endlich bei Napoleon durch, daß die Schweiz beim Frieden von Lüneville sich vertreten lassen konnte. Sie erhielt dort das Recht der Selbstkonstituierung. Nun beschwört er die helvetische Regierung, selber auf unitarischer Grundlage eine Verfassung zu schaffen, die allen Intriguen in der Schweiz und in Paris gegenüber einen Rückfall in die Föderation unmöglich mache. Sein Drängen blieb zwar nicht erfolglos; allein die politischen Gegensätze, die sich verschärft hatten, die Charakterchwächen mancher der Machthaber zu Hause und der Wille Napoleons vereitelten seine Absicht. Die Mediationsverfassung von 1803, die durch schweizerische Abgeordnete in Paris unter Aufsicht und stetigem Eingreifen Napoleons zustand kam, bedeutete das Aufgeben des Einheitsgedankens, an dem Stapfer freilich sein Leben lang festgehalten hat, da er in seiner Verwirklichung die alleinige Sicherheit für den Bestand der Schweiz erblickte.

Nichtsdestoweniger hat er sich eifrigst angelegen sein lassen, der werdenden Verfassung diejenige Gestaltung zu sichern, durch die den neuen Kantonen, darunter dem Aargau, Bestand und Recht gewährleistet blieb.

Wie für die schweizerische Staatshoheit kämpfte Stapfer unermüdet für die Festhaltung des Wallis bei der Schweiz und für die Befreiung von der französischen Landesbesetzung.

Die Zähigkeit und der Freimut, die sein Ringen um diese Preise kennzeichnen, mißfielen zwar Napoleon höchlich; doch er konnte der Charakterfestigkeit Stapfers seinen Respekt nicht versagen. Was aber dessen Amtsführung maßlos erschwerte und vieler Erfolge beraubte, war das Intriguenpiel, das in der Heimat in vollster Blüte stand. Wir können es ihm leicht verzeihen, wenn er darüber in seiner Privatkorrespondenz und selbst in seinen Staatschriften sich immer bitterer äußert. Selten ist einem Manne beschieden gewesen, so viel Einsicht, Energie und guten Willen in fast hoffnungslosem Ringen für das geliebte Vaterland verschwenden zu müssen.

Mit der Annahme der Mediationsverfassung erreichte die offizielle politische Tätigkeit Stapfers ihr Ende. Seine Bedeutung aber war so unbestritten, daß namentlich die neue Regierung in Bern ihn gerne in ihre Dienste gezogen hätte. Allein gerade in Bern trat das Bestreben nach der alten Herrschaftsweise so stark hervor, daß der Mann, der für die Selbständigkeit des Aargaus und der Waadt so energisch eingestanden war, ohne charakterlos seiner Vergangenheit ins Gesicht zu schlagen, sich fern halten mußte.

Noch konnte er für eine Stellung im Aargau, der engern Heimat, in Frage kommen; aber auch hier hatten sich die Dinge so gestaltet, daß weder er noch Kengger sich angezogen fühlen konnten. Das hinderte nicht, daß sie beide, Kengger als Gesandter beim Wiener Kongreß, Stapfer durch den Einfluß seiner persönlichen Verbindungen in der durch Napoleons Sturz hervorgerufenen Krisis sich erfolgreich für den Fortbestand des Heimatkantons wehrten.

Paris wurde nun Stapfers bleibender Wohnsitz. In der Nähe der Weltstadt war er durch seine Frau Besitzer eines Gutes geworden, wo die Familie in ländlicher Stille zumeist den Sommer verbrachte.

Dem öffentlichen Leben erhielt er stets sein Interesse und nie verleugnete er seine politischen Grundsätze. Mit voller Anteilnahme verfolgte er das Geschick seines Vaterlandes. Die freiheitliche Bewegung, die anfangs der 30er Jahre auch die Schweiz ergriff, begrüßte er, wenn auch vielerlei Vorkommnisse seinen Rechtlichkeitsfönn verletzten. Die politischen Kämpfe, die das Kenn-

zeichen der 40er Jahre bilden und in der Bundesverfassung von 1848 ihr Ziel erreichten, erlebten weder Kengger noch unser Stapfer. Sein Hinschied erfolgte am 27. März 1840.

Für Stapfer bedeutete der Abschied von der praktischen Politik die Wiederaufnahme seiner schriftstellerischen Tätigkeit namentlich auf dem Gebiete der Philosophie. Zugleich widmete



Phil. Alb. Stapfer (älteres Bild). *

er sich mit voller Hingebung der Erziehung und literarischen Ausbildung seiner beiden Söhne Karl Ludwig, geb. 1799, gestorben 1880, und Albert, geb. 1802, gestorben 1892. Ein Enkel Stapfers, Paul, geb. 1840, bekleidet noch heute eine Professur in Bordeaux und steht fortwährend in literarischem Verkehr mit der welschen Schweiz.

Mit den damaligen Größen der Wissenschaft, die Paris in sich schloß, stand er jederzeit im regsten geistigen Verkehr. Brief=

lich blieb er mit Deutschland und der Schweiz in enger Verbindung. Der Umfang und die Feinheit seiner Unterhaltung hat fort und fort Bewunderung und rühmende Erwähnung hervorgerufen. Freundschaftspflege war ihm Bedürfnis. Sie war frei von aller Eitelkeit und Ehrsucht. Weder versäumte er die alten Freunde, noch hielt er sich fern von geistigen und persönlichen Interessen der jüngern.

Für die Schweizer war sein Haus ein geistiger und geselliger Mittelpunkt geworden. In den 20er Jahren gründete er die Pariser schweizerische Hülfsgesellschaft, deren Bedeutung immer noch im Wachsen begriffen ist.

Wie in seiner Jugendzeit, so blieb auch späterhin ein Ziel, dem er sein Herz geschenkt hatte, die Vereinigung von Philosophie und Christentum.

Ebenso sehr war seine Aufmerksamkeit auf eine engere Verbindung des deutschen und französischen Protestantismus gerichtet.

Eine hervorragende Stellung behielt er stets in der Gesellschaft für christliche Moral, an deren Gründung er sich eifrig beteiligt hatte. Durch sie wurde er der bewunderte Freund des berühmten waadtländischen Litterarhistorikers, Theologen und Kirchenpolitikers Alexander Vinet.

Sinnig schlug sein Herz für die reformierte Kirche Frankreichs. Insbesondere ihre Unternehmungen: Bibel- und Traktatgesellschaft, Missionswerk, hat er mit ins Leben gerufen und bis zu seinem Ende persönlich gefördert. Sein Biograph sagt:

„Sein Tod war für die protestantische Kirche Frankreichs ein schwerer Schlag, denn in ihm verlor sie ihr verehrtestes Haupt und ihren Führer. Der Verlust war um so empfindlicher, als bald nachher derselben neue Gefahren mehr innerer Natur erwachsen, zu deren Bekämpfung und Überwindung sein Geist und Herz, sein Takt und toleranter Sinn das Beste getan haben würden. Doch der unerbittliche Tod hatte den friedlichen, wackern Kämpfer ins Grab gebracht, und der Mund, der so oft und kühn die Sache der protestantischen Kirche verfochten, schwieg für immer.“

Wie wenig er über Frankreich seine alte Heimat vergessen, beweisen unter anderm seine „Malerische Reise durchs Berner Oberland“ 1812 und seine „Geschichte und Beschreibung der

Stadt Bern“ 1835. „Sein Vaterland, dem er, als es in der denkbar schwierigsten Lage sich befand, so treu gedient, dem er die kräftigsten Jahre seines Lebens geopfert, und nach dem er sich so oft und heiß zurückgesehnt, darf ihn als einen seiner edelsten Söhne preisen.“

E. Haller.



Sehnsucht.

1. Auf dem alten Eichenstamme
Saß ich spät im Abendschein,
Wiegte mit Erinn'rungsbildern
Meiner Sehnsucht Wünsche ein.
2. Manches Bild trat aus dem Schatten
Der Vergangenheit hervor;
Liebe Stimmen klangen wieder
Wie vor Zeiten mir im Ohr.
3. Und ein heimwehsüßes Sehnen
Still durch meine Seele ging,
Und ich lauschte bis am Auge
Mir die helle Träne hing.

† L. Frölich von Brugg.

1835—1900.

(Nekrolog siehe Neujahrsblätter 12. Heft pag. 42.)

